

neue reihe



jane
austen
reformation



asterix ötzi
 ovid

lust auf
wissen



reclam 100 seiten*

aktuell
pointiert

menschenrechte
persönlich
twin peaks



john f.
kennedy
david
bowie superhelden



spaß am
entdecken



R E C L A M

Die neue Reclam-Reihe:

100 Seiten für 100 Minuten

Pro Band
€ 10,-
A € 10,30

Auch als eBook

100
Seiten

Zu aktuellen Themen
Für einen schnellen Überblick

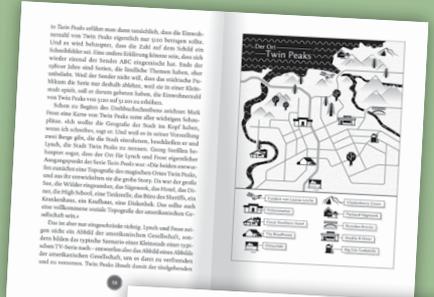
Persönlich geschrieben
Modern gestaltet
Unterhaltsam präsentiert

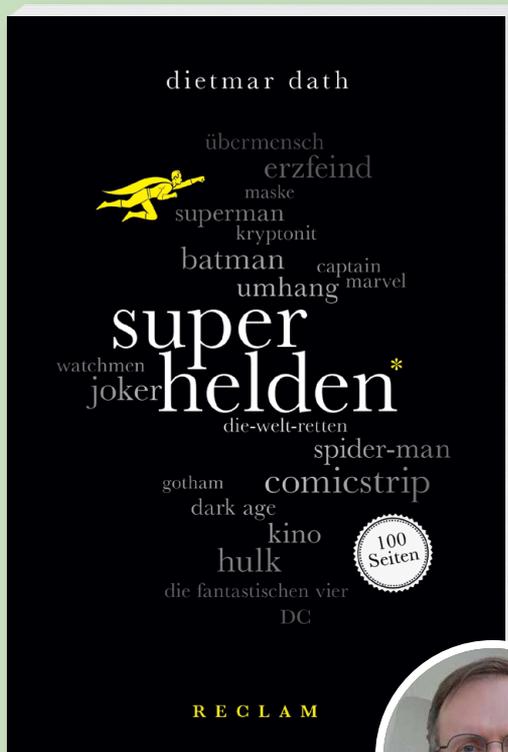
Reclams neue Reihe:

Wissen unterhaltsam aufbereitet: In seiner neuen Reihe bietet der Reclam Verlag Bände zu aktuellen und relevanten Themen aus Kultur und Geschichte, Naturwissenschaft und Gesellschaft. Die Autoren haben jeweils einen besonderen Bezug zu ihrem Thema und verstehen es, den Leser dafür zu begeistern. Sie setzen individuell Schwerpunkte, schreiben prägnant und meynungsstark. Abbildungen, Rankings und Infografiken lockern den Text auf. Mit ihrem taschentauglichen Format und einem Umfang von nur 100 Seiten bieten die Bände die ideale Lektüre für Zwischendurch: **100 Seiten für 100 Minuten.**

Tauchen Sie ein in die Welt von *Twin Peaks* und *Asterix*, lassen Sie sich begeistern vom Universum der *Superhelden*, reisen Sie weit in die Vergangenheit zu *Ötzi*, lassen Sie sich zum Nachdenken über die *Menschenrechte* anregen, oder erfahren Sie interessante Details über die großen Jubilare und Jubiläen des kommenden Jahres: *Ovid*, *Jane Austen*, *John F. Kennedy*, *David Bowie* und die *Reformation*.

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten





ISBN 978-3-15-020420-7



DIETMAR DATH, geb. 1970, ist Journalist im Feuilleton der FAZ, Autor von Romanen, Erzählungen, Theaterstücken und Sachbüchern (und einer Graphic Novel), ein »Gedanken- und Textgenerator«, für den Genre Grenzen nicht gelten.

» Als Kind brauchte ich diese Figuren, als Jugendlicher mochte ich sie, dann habe ich sie eine Weile vergessen. Will ich sie heute wiedertreffen, kann ich mir aussuchen, in welchem ihrer Lebensabschnitte das geschehen soll: Meine Comic-Bibliothek hat Türen zu ihren schlechtesten und ihren besten Zeiten. «

Meist maskierte Doppelsexistenzen mit unglaublichen Kräften und nicht totzukriegen: das sind Superhelden. Es gibt sie schon lange: Batman, Wonder Woman, Black Widow, Die Fantastischen Vier, Cat Woman, Spider-Man, Green Lantern, Hulk, die X-Men oder Superman (er erblickte bereits 1938 das Licht der Welt). Seither schlagen sie ihre Fans in Bann.

Warum bedeutet »dieses Zeug« uns so viel? Was macht die Faszination der Superhelden aus? Dietmar Dath sieht in ihnen Vergrößerungsgläser der populären Kunst, die Affekte, Emotionen, Phantasien übersteigern und verzerren, bis sie aussehen, als wären sie Tatsachen – und eigentlich sind sie das ja auch, so Dath, »nur eben solche, die im Kopf passieren«.

Dath, der schon als Kind Großteile seines Taschengelds in den Erwerb von Superhelden-Comics steckte, betrachtet das Phänomen von verschiedensten Seiten, beleuchtet Herkunft, Entwicklung, Vermarktung und Verfilmung der Superhelden – und natürlich die Superschurken als Gegenspieler, die Besten der Bösen.

* Leseprobe *

Vorab: Schule der Übermenschen

Wenn Erwachsene sich lange nach dem mehr oder weniger erfolgreichen Abschluss der Pubertät wieder (oder immer noch) mit den erfundenen Gestalten beschäftigen, die ihre Fantasiewelten bevölkerten, als diese Erwachsenen Kinder und Jugendliche waren, dann behauptet das küchenpsychologische Klischee gern, der Reiz dieser Beschäftigung läge darin, dass jene Gestalten nicht altern. Sie bleiben sich treu, auf dem Papier oder in anderen Medien. Sie bewahren unsere kindliche Energie, Begeisterungsfähigkeit und Naivität als externe Festplattenspeicher des Herzens. Sie heben das Staunen für uns auf, den Ehrgeiz der frühesten Welterschließung als Weltverwandlung, die vielgestaltigen Hoffnungen.

Das Klischee klingt triftig.

Bei mir stimmt es aber nicht.

Meine Kinderidole sind nicht jung geblieben. Die Lebenserfahrung hat sie nicht geschont: Batman war inzwischen mehrfach in Rente, außerdem unter anderem tot und querschnittsgelähmt. Superman hat geheiratet, Spider-Man auch. Die X-Men sind nicht wiederzuerkennen, Green Lantern hat im Zustand geistig-moralischer Verwirrtheit schwere Verbrechen begangen, die Avengers hatten mehr Vorsitzende als die KPdSU (die es im Gegensatz zu den Avengers nicht mehr gibt).

Das alles ist dokumentiert, in Comics, Büchern, Filmen, durch mehrere Datenträgerwechsel hindurch – auch die Medien nämlich, die das alles festhalten sollten, sind nicht dieselben geblieben.

Superheldinnen und Superhelden haben also seit den 1970er Jahren ärgere Wandlungen und schlimmere Niederlagen erlebt als der Erwachsene, der ich geworden bin. Als Kind brauchte ich diese Figuren, als Jugendlicher mochte ich sie, dann habe ich sie eine Weile vergessen. Will ich sie heute wiedertreffen, kann ich mir aussuchen, in welchem ihrer Lebensabschnitte das geschehen soll: Meine Comic-Bibliothek hat Türen zu ihren schlechtesten und ihren besten Zeiten. Und wenn das nicht reicht, kann ich ins Kino gehen, den Fernseher einschalten, im Netz kramen oder einen Datenträger in irgendeinen Player legen. Die Lebensläufe dieser Leute, die es nie gegeben hat, sind Menüs für mich geworden: Ich kenne sie als übermütige Kinder, launische Jugendliche, widersprüchliche Erwachsene oder tapfere Greisinnen und Greise.

Selbst einer, von dem der Comic-Kanon sagt, dass er sehr viel langsamer altert als die meisten Lebewesen, der Mutant Wolverine, der sich bereits im Zweiten Weltkrieg bewähren konnte, noch in ferner Zukunft seine grässlichen Zigarren schmauchen wird und im Kino das Gesicht von Hugh Jackman hat, ist mir im Seniorenstand begegnet; sogar in mehreren Varianten, von Chris Claremonts *Days of Future Past (Zukunft ist Vergangenheit, 1981)* bis zu Mark Millars *Old Man Logan (2008)*.

Ich habe trotzdem nicht vergessen, wie das alles am Anfang war. Auf dem Spielplatz hielten wir die Superheldinnen und Superhelden wirklich für unveränderlich, unsterblich, unverwundlich – und uns selbst gleich mit, denn die angemessene Form der ersten Liebe zu solchen Gestalten ist die der Identifikation. Wir kannten sie besser als einander, das heißt: Wir teilten sogar Geheimnisse mit ihnen, zum Beispiel die berühmten »Secret Identities«, die Wahrheit über das Doppelleben, das viele dieser Figuren führten – der gehbehinderte Arzt

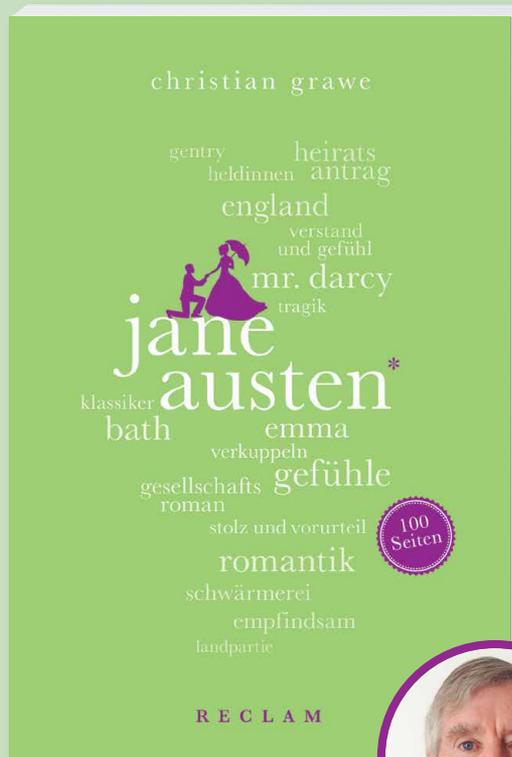
Donald Blake ist »in Wirklichkeit« der nordische Donnergott Thor, der verklemmte Zeitungsjournalist Clark Kent ist der unzerstörbare Superman. Weil wir Kinder waren, die von sich wussten, dass man ihnen äußerlich nicht ansehen konnte, was alles in ihnen steckte, leuchtete uns unmittelbar ein, dass die farbenprächtige und mächtige Seite dieser Leute, das, was man nicht übersehen konnte, wenn es sich enthüllte, ihr Eigentliches war, nicht die schäbige Hülle des Allzumenschlichen, in der sie doch vermutlich mehr Zeit verbrachten, ja, Tag für Tag fristen mussten, wie man eine Gefängnisstrafe absitzt. Was Kindern eine Wahrheit der Hoffnung darauf bedeutet, wer sie einmal werden können, ist für erwachsene Leserinnen und Leser solcher Comics aber zugleich ein großes Gleichnis auf das Subjekt-Selbstempfinden moderner Menschen allgemein: Weil ihr öffentliches Wesen rechtlich und politisch allen anderen gleichgestellt ist, also »nichts Besonderes« mehr, nicht von Geburt an wichtig wie bei den Adligen der vormodernen Zeit (deren Wappen in den Insignien der Superhelden, dem großen »S« oder der Fledermaus-Ikone weiterleben), müssen sie umso mehr Wert auf ihr reiches Innenleben legen. In diesem Sinn war Petrarca im 14. Jahrhundert der erste Superheld, denn der Verfasser von »Secretum Meum« entwickelte in diesem Werk die Anschauung, der nichtssagende Alltagsmensch könnte Hülle für etwas Ungeheuerliches sein (für einen Superdichter und Superphilosophen etwa), so wirkungsvoll, dass noch heute die über unsere modernen und nachmodernen Tiefenpsychologien vermittelten Reste davon den Menschen, nicht nur den Kindern, ein bisschen narzisstische Spannung zurückgeben für die Strapazen der formellen Gleichheit in modernen Gemeinwesen.

An irgendetwas ablesen können, so schlau waren wir Kinder allerdings schon, sollte man aber eben doch, wer wir ei-

gentlich waren, in unseren Menschenmasken. Man steckte sich also das Taschenmesser, ein Pelikan-Tramp-Minibuch für eine Mark, die Lupe und zwei Kugelschreiber in den Hosensbund, weil Batman einen Multifunktionsgürtel hat, in dem er Sprengstoff, Fingerabdruckpulver und einen zusammengefalteten Hubschrauber aufbewahrt. Sollte ein anderes Kind behaupten, Thor sei stärker als der Hulk, wurde gestritten, erbitterter als später jemals über Politik.

Wollten die Erwachsenen wissen, warum man sich nicht für Fußballsammlerbildchen begeisterte, sondern das Taschengeld lieber zuerst für Superman und Batman ausgab, wenig später dann für alles, was Marvel hieß, musste man ihnen beibringen, wie man Comics überhaupt richtig liest: Hier, mit diesem Hochformat links oben musst du anfangen, dann geht's da diagonal südöstlich weiter, nein, nicht einfach nach rechts, und diese gegenüberliegende Seite musst du sogar kippen, die ist nämlich quer gemeint.

Vor allem der Zeichner Neal Adams hat es Laien vor lauter Layout-Experimentier-Furor damals manchmal wirklich schwer gemacht. Noch heute gehört, weil ich als Kind der 1970er bei Adams in die Sehschule gegangen bin, mein größter Respekt Künstlerinnen und Künstlern, die sich selbst bei den wildesten Bildmontagen auf souveräne Blicklenkung verstehen. (...)



CHRISTIAN GRAWE, geb. 1935, hat Germanistik, Philosophie und Geschichte studiert und war bis zu seiner Emeritierung Professor für deutsche Literatur an der University of Melbourne. Er hat zahlreiche Veröffentlichungen zu Jane Austen vorgelegt und ihre Romane zusammen mit seiner Frau zum ersten Mal vollständig ins Deutsche übersetzt.

» *Als ich das erste Kapitel von **Stolz und Vorurteil** beendet hatte, sagte ich zu meiner Frau: »Noch nie habe ich einen so charmanten Romananfang gelesen.« – Ich wurde zum »Janeite.«* «

Jane Austen ist eine der größten englischen Romanschriftstellerinnen. Ihre Geschichten über die amourösen Verwicklungen der englischen Gentry, die sie mit viel Herz, aber auch mit ihrem ganz eigenen Sinn für Humor und Ironie erzählt, begeistern immer wieder neue Leserinnen und Leser.

Christian Grawe begegnete Jane Austens Romanen vor bald 50 Jahren zum ersten Mal: Es war der Beginn einer lebenslangen Leidenschaft. Die Übersetzungen, die er zusammen mit seiner Frau Ursula vorgelegt hat, haben zu Austens Popularität im deutschsprachigen Raum wesentlich beigetragen. Er hat mehrere Bücher über sie geschrieben und ist einer der besten deutschsprachigen Kenner von Austens Leben und Werk. Seine Begeisterung für diese außergewöhnliche Schriftstellerin möchte er in diesem schmalen Band weitergeben. Entstanden ist eine ganz persönliche Einführung in Jane Austens Leben, die Zeit, in der sie gelebt, und die Welt, die sie in ihren Romanen erschaffen hat.

* Leseprobe *

»Die witzigste Schriftstellerin der Gegenwart«

An einem Herbsttag vor fast fünfzig Jahren betrat ich die Campus-Buchhandlung der ›University of Oklahoma‹ in den USA. Hier hatte ich angefangen, Germanistik zu lehren, und fand, meine Kenntnis der englischen und amerikanischen ›Klassiker‹ sei zu dürftig. Also ging ich in die Abteilung Paperbacks: *Literature, A to Z*. Ich begann bei A: Amis, Kingsley – Anderson, Sherwood – Austen, Jane ... Austen? War sie nicht eine der englischen Klassikerinnen? Ich kannte kaum den Namen, kaufte einen ihrer Romane – es war per Zufall *Pride and Prejudice (Stolz und Vorurteil)* – und begann abends im Bett zu lesen:

It is a truth universally acknowledged, that a single man in possession of a good fortune, must be in want of a wife.
(Es ist eine allgemein anerkannte Wahrheit, dass ein allein-stehender Mann im Besitz eines schönen Vermögens nichts dringender braucht als eine Frau. S. 5)

Ein Anfang wie gemeißelt, präzise, ironisch, aphoristisch und, wie ich bald merkte, so berühmt wie ein paar andere Anfänge von englischen Erzählwerken, etwa Charles Dickens' »It was the best of times, it was the worst of times« (*A Tale of Two Cities*) und Edward Bulwer-Lyttons »It was a dark and stormy night« (*Paul Clifford*). Aber schon Mrs. Bennets erste Sätze enthüllen die Ironie von Austens Formulierung, denn eher die Umkehrung ist richtig: dass nämlich eine junge Frau ohne ein schönes Vermögen nichts dringender braucht als einen Mann.

Als ich das erste Kapitel von *Pride and Prejudice* beendet hatte, sagte ich zu meiner Frau: »Noch nie habe ich einen so charmanten Romananfang gelesen.« Hier wurde ein Ehepaar in einem Dialog so witzig, ironisch und lebendig vorgestellt, dass man sie gleich zu kennen glaubte. Mrs. Bennet aufgeregt und fast hysterisch, Mr. Bennet, mit seiner Frau gewissermaßen Katz und Maus spielend, indifferent, herablassend, zynisch. Ein Einstieg ohne langatmige Schilderungen von Ort und Zeit, knapp und zur Sache. Es ist erstaunlich, wie viele Informationen den Lesern auf drei Seiten vermittelt werden, ohne dass sich die erklärende Stimme der Autorin in das Gespräch des Ehepaars drängt:

- ◆ Mr. Bennet hat eine dumme Frau geheiratet, deren Schönheit ihn offenbar vor mehr als dreiundzwanzig Jahren bestochen hat.
- ◆ Sie geht ihm schon lange mit ihren ›Nerven‹ auf die Nerven.
- ◆ Die Bennets haben fünf Töchter, für die ihre Mutter auf der Suche nach Ehemännern ist.
- ◆ Drei der fünf werden so charakterisiert, dass bereits ihre Rolle im weiteren Verlauf des Romans angedeutet wird: Jane ist die hübscheste, Lydia die ausgelassenste, und Elizabeth ist die geistreichste und die Lieblingstochter des Vaters.
- ◆ Aber alles in allem hält er seine Töchter für ziemlich albern.
- ◆ Er hat offenbar zu seinem Bedauern keinen Sohn, und diese Tatsache wird für die Handlung des Romans eine wichtige Rolle spielen.
- ◆ Ein reicher alleinstandender junger Mann hat sich zu Mrs. Bennets Freude in der Nachbarschaft angesiedelt und wird sogleich ›Freiwild‹ für ihre Heiratspläne.
- ◆ Aber ihr Mann beabsichtigt nicht, den neuen Mieter durch einen Willkommensbesuch zu beehren.

Schon im zweiten Kapitel erfahren die Leser allerdings, dass Mr. Bennet nur behauptet, er werde Mr. Bingley nicht besuchen, um seine Frau zu ärgern, denn er hat es bereits getan. Dieses erste Kapitel war für mich ein eindrucksvolles Beispiel für szenisches, ökonomisches und ironisches Erzählen, das so gleich den Rahmen für den komödienartigen Charakter des ganzen Romans absteckt. Ich merkte bald, dass ich meine Begeisterung mit der Autorin selbst und unendlich vielen anderen Lesern teilte. Als Jane Austen das erste Exemplar von *Stolz und Vorurteil* erhielt, schrieb sie ihrer Schwester:

Miss Benn hat genau an dem Tag, als die Bücher kamen, bei uns gegessen, und am Abend haben wir uns gleich daran gemacht, ihr die erste Hälfte des ersten Bandes [...] vorzulesen [...]. Sie fand es ganz witzig, die arme Seele, *das* konnte sie denn doch nicht verhindern bei zwei Leuten, die sie so zum Lachen anregten; aber sie bewundert Elizabeth anscheinend wirklich. Ich muss selber sagen, ich finde sie eine der hinreißendsten Gestalten, die je gedruckt erschienen sind, und ich habe keine Ahnung, wie *die* Gnade vor mir finden sollen, denen sie nicht gefällt. (*Briefe*, S. 143)

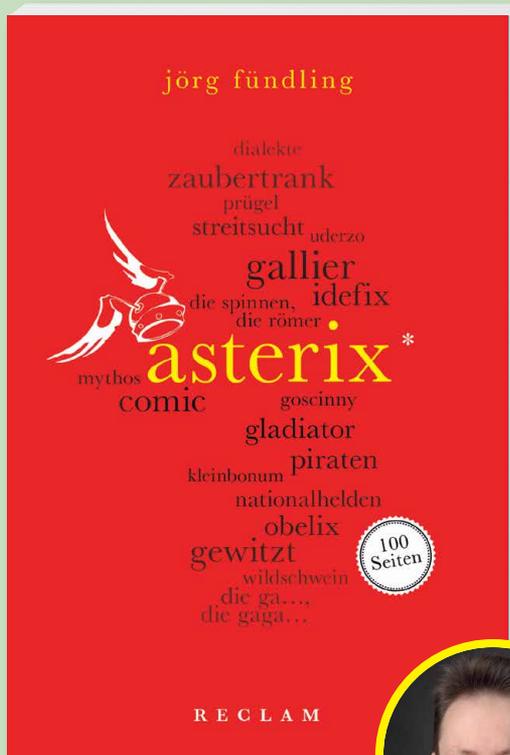
Nach der Lektüre von *Stolz und Vorurteil* wurde ich zum »Janeite«. (...)

Jane Austen ließ mich nicht mehr los, ich wollte wissen:

- ◆ Wer war sie?
- ◆ Was hatte sie geschrieben?
- ◆ Gab es deutsche Übersetzungen?
- ◆ Gab es in Deutschland biographische Informationen über sie?

Es gab zwar ein paar Übersetzungen, aber keinerlei biographisches Material über sie. Wie unbekannt Austen damals im deutschsprachigen Raum noch war und wie wenig man um ihre Bedeutung wusste, lässt sich an zwei Beispielen illustrieren. Im Nachwort einer der Übersetzungen ihrer Romane wurde sie als »viktorianische Schriftstellerin« bezeichnet (Königin Victoria kam 1837 in Großbritannien auf den Thron, Austen starb 1817!). Und auf mein Angebot, die Austen-Biographie für eine Taschenbuch-Reihe zu schreiben, antwortete die Herausgeberin herablassend, ich wolle wohl auf ungebührliche Weise einer lebenden jungen Autorin zu unverdientem frühem Ansehen verhelfen. (...)

Heute ist Jane Austen auch in Deutschland ein Begriff, und ihre Romane gehören neben denen Theodor Fontanes hierzulande zu den meistgelesenen aus der Zeit vor 1900. In den letzten etwa zwanzig Jahren werden auch hierzulande einige der englischen, auf ihren Romanen basierenden Filme und Fernsehserien gezeigt, so dass ihre Romane unterdessen auch als »Buch zum Film« gelesen werden. Das eröffnet für Austen-Liebhaber einen neuen Zeitvertreib. Welche Version hält sich am getreuesten an das Original? Wer ist etwa der beste Mr. Collins, die beste Lady Catherine de Bourgh, wer die beste Fanny Price und wer die beste Anne Eliot? In welcher Serie ist das Ambiente am besten getroffen? In welchen historischen Gebäuden wurden Szenen gedreht? Wie ist die 2015 zum ersten Mal verfilmte *Lady Susan* ausgefallen? (...)



JÖRG FÜNDLING, geb. 1970, ist Althistoriker und wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Institut der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

»Die Eltern meiner Sandkastenfreundin sollten den strategischen Fehler begehen, Asterix in Spanien auf dem Sofatisch liegenzulassen ... wir haben uns nie geküsst. Literatur kann auch sehr einsam machen.«

Nicht nur wir Deutsche lieben den kleinen frechen Gallier und seinen dicken («Nein, ich bin nicht dick!») Freund Obelix: Asterix' Abenteuer wurden in unzählige Sprachen und Dialekte übersetzt und jeweils in den nationalen Kontext eingebettet. Mal sehr frei, manchmal wirklich genial. Man denke nur an die Namen, auch wenn es Methusalix schlimmer hätte treffen können: In Finnland wurde er zu Senilix, in den USA zu Arthritix.

Jörg Fündling schildert die Geschichte des Comics, porträtiert Texte, Zeichner und Übersetzer und zeigt, welches Echo die einzelnen Bände hervorgerufen haben, welche wir besonders gerne lesen – und warum zum Beispiel *Asterix und die Goten* gerade nicht. Eindrucksvoll beleuchtet der Althistoriker, wie sich die Antike in Asterix spiegelt und wie einzelne politische Ereignisse oder auch Charaktere – antike wie zeitgenössische – im Comic verarbeitet wurden.

* Leseprobe *

Asterix bei den Germanen

Ob sich eine so hintergründige Sache überhaupt übersetzen lässt, ohne 90 % aller Anspielungen zu verpassen, ist – wie bei allen großen Würfeln, die mit Sprache operieren – schon immer ein Thema gewesen, an dem Freundschaften zerbrechen konnten. *Astérix*, versicherten und versichern Frankreichkenner, sei einfach dermaßen typisch französisch, daran müsse jeder Vermittlungsversuch scheitern. Mit den schrägen Personennamen auf -ix und -us und immer so weiter geht das los, endet es aber noch lange nicht. (...)

Trotzdem, es musste versucht werden. In einem Zeitalter, da scheinbar jeder Zwanzigjährige mit etwas Selbstachtung Chansons hörte, Sartre las, schwarze Pullover trug und schwarze Lungen vom Gauloises-Rauchen bekam, konnte die Einbürgerung ins zusehends junge, weltoffene Deutschland doch eigentlich nur gelingen.

Sie kennen kein Pardon

Nur gab es da einige kleine Probleme. Der hierzulande am flüchtigsten gelesene Band ist definitiv *Asterix und die Goten*, und das hat seine Gründe ... denn die erste all der vielen Reise-geschichten ins Ausland lässt genau das vermissen, weswegen *Asterix bei den Briten* später zum großen Liebling wurde: das Spiel mit lebenswürdigen Überdrehtheiten, den *culture clash* um lauwarmes Bier und eiskalten Rotwein, den Wortwitz bis in die Satzstellung, wohlwollende Zitate in Wort und Bild aus

Geschichte und Gegenwart des jeweiligen ›Gastlandes‹. Sogar die Furchtlosigkeit der blutrünstigen Normannen mit ihren grausamen Göttern, die acht Jahrhunderte zu früh Wikinger spielen kommen, löst sich dank ständiger Überforderung in einen guten Spaß auf ... und dennoch schickten Goscinny & Uderzo den verhinderten Invasoren aus *Asterix und die Normannen* Jahre später die reisetüchtigen Weltentdecker aus *Die große Überfahrt* hinterher, die ihren Hauptspaß an Prügeleien statt am Sammeln feindlicher Schädel haben. Eine Art Ehrenrettung, ausgleichshalber.

Wo ist das komisch-erlösende Moment an den Goten? Ihre Ordnungswut stiftet ultimatives Chaos – das war es aber auch schon. »Goten« statt »Germanen« schlechthin, das klingt ja an sich ganz nett ... solange man nicht weiß, dass »ostrogoth« im Kultur-Französischen der Zeit nach wie vor das Etikett für »Barbar« schlechthin war, dass um den Krieg von 1870/71 herum der Gotenvergleich für die »boches« beliebt war, noch ehe vor und mit 1914 die Hunnen zu der zweifelhaften Ehre kamen. Alphonse Daudet etwa verlieh in der Erzählung »Le prussien de Bélisaire«, seit 1879 Teil seiner Sammlung *Contes du lundi*, einem Pariser Schreiner, der einen deutschen Soldaten ziemlich heimtückisch massakriert, beifällig den Namen des spätantiken Ostgotenbezwingers.

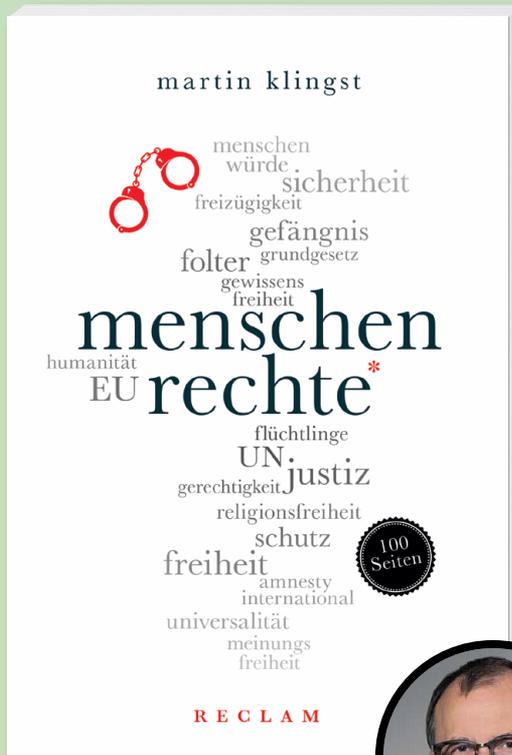
Die *Asterix*-Goten tragen reichlich zottige Pelze und Nieten- oder Stachelgürtel, keine Uniform ... wirklich keine? Da wären noch diese vielsagenden Einheitshelme, lauter Pickelhauben mit Siegfried-Hörnern – obwohl man sich streiten kann, ob die Form in jene Richtung geht, eins steht fest: dunkelgrün wie ein Wehrmachtsstahlhelm ist das gute Stück. Man spricht in Fraktur (genau deswegen ist *Asterix und die Goten* dem Normaldeutschen von heute häufig zu viel Lesearbeit) und pflegt den Stechschritt, voran ein Offizier mit Stöckchen.

Cholerik, der Gotenchef, ist noch schnauzbärtiger als die anderen und hat einen Vollbart dazu, alles weiß, und nachdem er bei einem Staatsstreich seinen Helm verloren hat, zeigt er einen oben markant eckigen Kahlschädel – wer mag, kann ihn problemlos in die Familie Hindenburg sortieren. Auf Schritt und Tritt wird im Gotenland gevierteilt; die Präsidentenloge der dafür vorgesehenen Arena ziert eine Fahne: weißer Kreis auf rotem Grund, darin ein schwarzes Adlertier. Wobei die gotische Ingenieurskunst »einen Schnellkochtopf« als Abwechslung erfunden hat. Und sie wollen alle, ausnahmslos alle, herrschen und jeden anderen unterwerfen.

Beendet wird die gotische Gefahr auf vordergründig amüsante Art und Weise: Zaubertrank für alle erlaubt es einem ganzen Rudel Möchtegern-Chefs, sich immer reihum zu vermöbeln. Natürlich in Begleitung unübersehbarer Anhängerschaften, die in Marschkolonnen mit Politikerbildern zu einem aggressiven Gewimmel verschmelzen. »Sie werden sich noch jahrhundertlang bekämpfen ...«, verspricht Miraculix weise. »Und so kommen sie nicht auf die Idee, ihre Nachbarn anzugreifen.« Das lässt sich nun – für *Asterix* ein völliger Ausrutscher – unmittelbar in eine Botschaft für hier und heute, das Jahr 1963 (oder 1961–62, als die Serie im *Pilote* erschien), übersetzen: Ein uneiniges, politisch gespaltenes Deutschland garantiert den Frieden in Europa. Zur Erscheinungszeit war das in Frankreich völlig konsensfähig, während es in der Bundesrepublik Ängste aus den ersten Nachkriegsjahren wieder aufrütteln konnte ... wenn nicht gar Futter für eine alte Behauptung des deutschen Nationalismus liefern, vom Dreißigjährigen Krieg über den Rheinbund bis zu nachdrücklichen Aufteilungsvorschlägen nach 1945 hätten »die« Franzosen es stets auf Deutschland abgesehen gehabt. Die umgekehrten Ängste (die noch 1989/90 wieder akut werden sollten) verschwanden dahinter.

Der Zeitpunkt, diese Ängste heraufzubeschwören, ist pikant: Man befand sich auf dem Weg zum Élysée-Vertrag vom 22. Januar 1963, der aus der deutsch-französischen Aussöhnung eine permanente Zusammenarbeit und (rückblickend) die Anfänge einer für Europa wegweisenden Freundschaft machte. Skepsis gegenüber dem eingeschlagenen Weg war durchaus verbreitet.

Dem Autorenduo dürfte wenig später leicht peinlich gewesen sein, was es da – unwiderruflich – zu Protokoll gegeben hatte. Von einer Idee, *Asterix und die Goten* zu verfilmen, hat man nie gehört (auch unter den verschiedenen Hörspielen fehlt es ...). *Asterix als Legionär* von 1967 (deutsch 1971), ein kleines Loblied auf die internationale Zusammenarbeit, zeigt zwei gotische Rekruten auf dem Weg in Cäsars Armee – nur einer schafft es –, und beide tragen keine Hörner-Pickelhauben (anders als 1972 ein gotischer Tourist im Circus Maximus gleich auf der ersten Seite von *Die Lorbeeren des Cäsar*). Besonders blutrünstig sind sie auch nicht mehr. Allerdings: Der Geist war aus der Flasche. (...)



MARTIN KLINGST, geb. 1955, ist seit mehr als 20 Jahren bei der *ZEIT*. Von 1999 bis 2007 war er dort Politikchef, von 2007 bis 2014 berichtete er aus Washington, heute ist er Politischer Korrespondent in Berlin. Der ausgebildete Jurist schreibt regelmäßig über Menschenrechtsthemen und arbeitete viele Jahre ehrenamtlich für Amnesty International.

» Wenn Demokratien die Menschenrechte nicht einhalten, wer sollte sie dann noch achten? Vor allem um auf diese Problematik aufmerksam zu machen, schreibe ich dieses Buch. «

Jeder Mensch hat das Recht, sein Leben selbst zu bestimmen. Er hat ein Recht auf Meinungs- und Religionsfreiheit, auf ein faires Verfahren und Schutz vor Folter und Verfolgung, aber auch auf Bildung und einen angemessenen Lebensstandard. Und zwar unabhängig davon, wo er lebt, welcher Religion er angehört, ob er männlich oder weiblich, arm oder reich ist – einfach, weil er ein Mensch ist.

Selbstverständlich ist das alles nicht. In Diktaturen und autoritären Regimen werden die Menschenrechte mit Füßen getreten, auch in den Ländern des Westens werden sie immer wieder beschnitten und missachtet. Man denke nur an die Rechtsverletzungen der USA im Gefangenenlager Guantánamo oder an die Behandlung von Flüchtlingen an den Grenzen Europas.

* Leseprobe *

Herr Yoo, Herr Herdegen und die Folter

Obwohl als Straf-, Zucht-, Verhör- und Erpressungsinstrument weitverbreitet, galt die staatliche Folter schon im Mittelalter als institutionalisierte Antithese zu den Rechten des Menschen – darum kann das Folterverbot als die Mutter der Menschenrechte gelten. Folter ist verboten, kein Krieg, kein öffentlicher Notstand, keine noch so große Gefahr und keine noch so hehre Absicht können dieses Verbot relativieren. Kaum ein anderes Verbot zum Schutz des Menschen ist derart in Stein gemeißelt, sowohl in nationalen Verfassungen als auch in internationalen Abkommen.

»Es sollen weder übermäßige Kauttionen verlangt noch übermäßige Bußgelder verhängt noch grausame und ungewöhnliche Bestrafungen angewendet werden«, bestimmt der achte Zusatz der amerikanischen Verfassung. »Die Würde des Menschen ist unantastbar«, gebietet das deutsche Grundgesetz in Artikel 1. »Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.« Und um keinen Zweifel und keinerlei Spielraum für aufweichende Interpretationen aufkommen zu lassen, heißt es zusätzlich in Artikel 104: »Festgehaltene Personen dürfen weder seelisch noch körperlich misshandelt werden.«

Die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* von 1948 schreibt fest: »Niemand darf der Folter oder grausamer, unmenschlicher oder erniedrigender Behandlung unterworfen werden.« Die Antifolter-Konvention der Vereinten Nationen, die übrigens auch die Vereinigten Staaten von Amerika ratifiziert haben, präzisiert, was genau damit gemeint ist: »Im Sinne

dieses Übereinkommens bezeichnet der Ausdruck ›Folter‹ jede Handlung, durch die einer Person vorsätzlich große körperliche oder seelische Schmerzen oder Leiden zugefügt werden, zum Beispiel um von ihr oder einem Dritten eine Aussage oder ein Geständnis zu erlangen ...«

Folter ist also verboten. Absolut. Ausnahmslos. Sie ist notstandsfest. So haben es auch der amerikanische Jurastudent John Yoo und der deutsche Jurastudent Matthias Herdegen gelernt. Und so haben sie es später als Rechtsprofessoren ihren Schülern gelehrt.

Natürlich haben Philosophen und Juristen immer wieder an diesem strikten Verbot gekratzt und Ausnahmefälle begründet. Doch zum Glück blieb es lange Zeit bei Gedankenspielen. In Deutschland zum Beispiel schrieb 1976 der damalige CDU-Ministerpräsident von Niedersachsen Ernst Albrecht in seinem Buch *Der Staat – Idee und Wirklichkeit*, dass Folter im Einzelfall sogar »sittlich geboten« sein könnte – etwa wenn Terroristen im Besitz von Massenvernichtungswaffen seien und man nur mittels Folter an Informationen gelangen könne, um die Bombe zu entschärfen. Mit den Terroranschlägen vom 11. September 2001 schienen diese apokalyptischen Vorahnungen plötzlich Realität zu werden – und damit brachen die Dämme. Was strengstens verboten war, schien einigen auf einmal als »Rettungsfolter« erlaubt. Sie unterschieden, je nach Zweck, zwischen »guter« und »böser« Folter.

Am Tag der Terroranschläge saß der Rechtsprofessor Yoo in seinem Büro im Justizministerium in Washington. Er schaltete den Fernseher ein, als gerade das zweite Flugzeug in die Türme des World Trade Center krachte. Bald darauf sah er die Bilder vom brennenden Pentagon. Die Hauptstadt sei plötzlich wie ausgestorben gewesen, wie in einem Science-Fiction-Film, erinnert er sich. Auch das Justizministerium wurde eva-

kuiert, nur Yoo und einige andere wichtige Leute blieben zurück. John Yoo war damals Mitglied im Rechtsrat des Justizministeriums, dem Obersten Gericht der Regierung. Der Rechtsrat sagt, was die Exekutive darf – und was nicht. Seine Gutachten sind Gesetz.

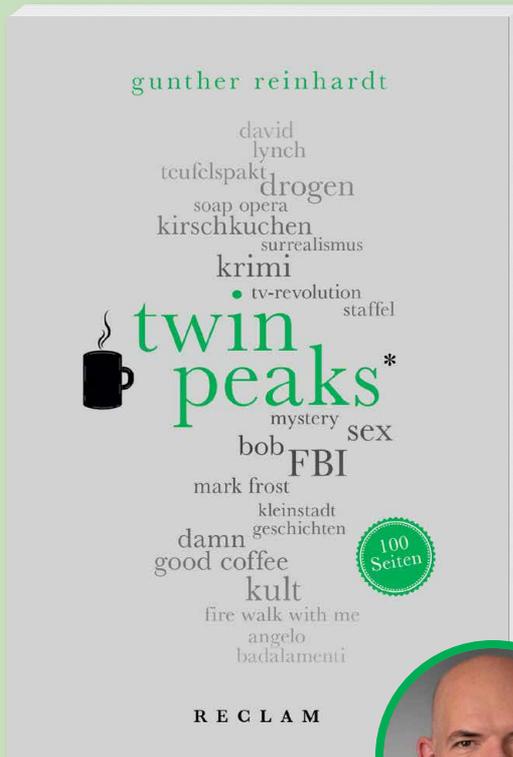
Große Angst machte sich in jenen Tagen breit. Die erste Frage lautete: Ist Amerika im Krieg? Und, falls ja, welche Machtbefugnisse hat der Präsident? Yoo's Antwort: Ja, wir sind im Krieg. Und der Präsident hat deshalb so gut wie uneingeschränkte Macht, die gesamte Exekutive hat nahezu uneingeschränkte Macht. Yoo wurde 2002 zum Mitverfasser der berühmten Rechtsgutachten, die im »Krieg gegen den Terror« staatliche Folter legitimierten. Oder anders gesagt: die mit juristischer Haarspalterei selbst brutalste Verhörmethoden wie das simulierte Ertränken, Waterboarding genannt, nicht als Folter definierten.

Sieben Jahre später, an einem sonnigen Frühlingstag im April 2009: Sanft antwortet der Beschuldigte John Yoo auf den Vorwurf des Staatsanwalts: »Ich habe nur das Recht interpretiert und nicht Politik gemacht.« Er habe als Jurist lediglich dargelegt, welche Verhörmethoden nicht gegen das Folterverbot verstießen und deshalb erlaubt seien. »Nicht ich, sondern die Politiker haben simuliertes Ertränken angeordnet.« Einen Augenblick lang herrscht Stille im Saal, dann ruft jemand: »Kriegsverbrecher!«. Einige applaudieren.

Doch es ist keine echte Anklagebank, auf der John Yoo, damals 41 Jahre alt und Jura-Professor an der renommierten Berkeley-Universität, sitzt. Die Aula der südkalifornischen Chapman-Universität wurde für diesen Tag extra in einen Gerichtssaal umgebaut. Auf den Stühlen der Ankläger und der Verteidigung: ebenfalls hochmögende Rechtsprofessoren. 900 Zuschauer hocken dicht gedrängt, draußen demonstrie-

ren Studenten in den orangefarbenen Drill-Anzügen der Guantánamo-Häftlinge: »Stellt Yoo vor ein Gericht!« Doch real kommt es dazu nicht. Niemand, der die Folterung von Terrorverdächtigen angeordnet, legitimiert oder durchgeführt hat, wird vor einem amerikanischen Gericht angeklagt. Was sich in der Universitätsaula abspielt, ist ein Schauspiel. Kameras zeichnen jedes Wort und jede Regung auf, die Welt kann es im Internet nachverfolgen. Yoo hat diese Veranstaltung als Gastdozent in Chapman mitorganisiert. Er ist nicht der Einzige, der die Folter-Memoranden formuliert hat. Aber im Gegensatz zu seinen damaligen Kollegen im Rechtsrat meidet Yoo die Öffentlichkeit nicht, er sucht sie. Yoo verteidigt sich und Bushs »Krieg gegen den Terror«, er sagt, er habe nach Recht und Gesetz gehandelt.

Auf Anfrage des Weißen Hauses, des Auslandsgeheimdienstes CIA und des Verteidigungsministeriums teilte Yoo im August 2002 und im März 2003 mit, von Folter könne man erst sprechen, wenn der Schmerz den Grad »ernster physischer Verletzungen« erreiche, »wie etwa bei einem Organversagen, bei Körperschäden oder gar Tod«. Oder wenn das gewollte psychische Leid »erheblich« sei und sehr lange andauere, »Monate oder sogar Jahre«. Yoo und seine Kollegen schreiben damals eine detaillierte Anweisung für ihrer Meinung nach erlaubte Quälereien. Sie reicht vom Schlagen mit flacher Hand und gespreizten Fingern über tagelangen Schlafentzug bis zum berühmten simulierten Ertränken. Doch damit nicht genug: Selbst wenn diese Methoden im Sinne der Definition Folter wären, so Yoo damals, dürfe der Präsident sie in Kriegzeiten gleichwohl anordnen: »Gesetze, die den Präsidenten daran hindern, all jene Informationen zu erhalten, die er für notwendig erachtet, um die Vereinigten Staaten vor Angriffen zu schützen, sind verfassungswidrig.« (...)



GUNTHER REINHARDT, geb. 1967, hat in Tübingen Allgemeine Rhetorik, Neuere Deutsche Literatur und Psychologie studiert. Er ist stellvertretender Leiter des Kulturressorts von *Stuttgarter Zeitung* und *Stuttgarter Nachrichten* und ständiger Mitarbeiter beim *Rolling Stone*. Er schreibt vor allem über Phänomene der Popkultur (Musik, Kino, Fernsehen).

» *Twin Peaks hat die Fernsehwelt erschüttert. Auf einmal gab es eine Serie, die man verschlingen konnte, ohne sich zu schämen und gleich als Kulturmuffel zu gelten: Fernsehen war kein guilty pleasure mehr.* ‹‹

An einem trüben Februardmorgen finden sie sie am Flussufer – mit Sandkrümeln in den Haaren, eisblau verfärbten Lippen, in eine Plastikfolie verpackt und auch als Leiche immer noch unerhört schön: Laura Palmer. Der Mord an der Schülerin bringt nicht nur das Leben im idyllischen Twin Peaks aus dem Gleichgewicht. Er erschüttert auch die Fernsehwelt, wie man sie bis 1990 kennt.

David Lynch und Mark Frost etablierten mit *Twin Peaks* eine neue TV-Ästhetik und schufen – mit den langen, verworrenen Erzählsträngen und den vielschichtigen Charakteren – geradezu eine neue Rolle des TV: Serien als die Romane des postmodernen Zeitalters. Was macht *Twin Peaks* so faszinierend?

Gunther Reinhardt zeichnet die Entstehungsgeschichte der Serie nach und stellt zentrale Handlungsmotive, narrative Besonderheiten, die besondere Ästhetik, die Charaktere und Serienmacher vor. Fans und Neulinge kommen auf ihre Kosten.

* Leseprobe *

»Verdammt guter Kaffee!«

Special Agent Cooper und seine Kollegen

Ein Schwenk durch ein rustikales Hotelzimmer. Special Agent **Dale Cooper** (Kyle MacLachlan) sitzt am Schreibtisch und spricht in sein Diktiergerät: »Diane, 23.31 Uhr. Abendtoilette beendet. Fertig fürs Bett. War exakt neun Minuten unter der Dusche heute Morgen. Habe 17 Haare gefunden. Drei gelockt, 14 glatt. Habe Balsam-Shampoo und Pflegespülung verwendet, beides vom Hotel. Haare jetzt geschmeidig, wie versprochen. Baumwollhandtücher mit genau der richtigen Feuchtigkeitsaufnahme-fähigkeit. Konsumierte heute 15 Donuts, Diane. Alle mit Marmeladenfüllung. Werde mir in vier Minuten Insulin spritzen. Habe letzte Nacht großartig geschlafen. Muss unbedingt herausfinden, was das für Bettlaken sind. Keine Baumwolle, keine Kunstfaser. Seidig. Verdammt gute Laken. Ich werde nackt in ihnen herumlaufen.« Bevor er sein Versprechen wahr machen kann, kommt Sheriff Harry S. Truman ins Zimmer und überbringt gute Nachrichten: Der Mörder von Laura Palmer ist gefunden, Leo Johnson hat gestanden. Doch Cooper lässt sich nicht beirren. Das sei nur ein weiteres Puzzle-teil in dem großen Rätsel, das es zu lösen gelte, behauptet er. Weder das Geständnis Leos noch ein Video- und Fotobeweis bringen ihn aus der Ruhe. Lieber erzählt er von dem Traum, den er letzte Nacht hatte, in dem eine Maus mit einer Heugabel vorkam, die ein Lied über Höhlen sang. Auch Deputy Andy Brennan, Audrey Horne und Leland Palmer, die Log Lady, der tanzende Zwerg und Leo Johnson selbst, die alle nach und nach in dem Hotelzimmer auftauchen, können Cooper nicht

davon überzeugen, dass der Fall nun gelöst ist. Viel zu sehr freut er sich darauf, im One-Eyed Jacks als Indianer oder Eskimo verkleidet herumzuschneffeln oder im Ministranten-Kostüm auf dem Friedhof nach Spuren zu suchen.

Nein, das ist keine Szene aus *Twin Peaks*, die dem Schneidestisch zum Opfer fiel, sondern ein Sketch aus der US-Comedyshow *Saturday Night Live*, die der Sender NBC am 29. September 1990 – auf dem Höhepunkt des *Twin Peaks*-Fiebers – mit Kyle MacLachlan als Gastgeber und Gaststar ausstrahlte.

Die Szenenfolge ist natürlich als Parodie gedacht, als eine Karikatur der Spleenigkeit des FBI-Agenten, den sich Mark Frost und David Lynch ausgedacht haben. Sie trifft aber wunderbar in den Kern dessen, was ganz anders ist an *Twin Peaks* und an dem FBI-Agenten Dale Cooper. So einen Ermittler, der akribisch-akkurat den Zynismus und die Einfachheit früherer Krimiserien überwindet, hat es davor im Fernsehen nicht gegeben, auch wenn es durchaus Serien gibt, die ihm den Weg bereitet haben, wie Georg Seeßlen schreibt: »Die innovativen Krimiserien der achtziger Jahre hatten die ursprüngliche Konzeption des heldenhaften Einzelnen, der gegen das Böse steht, schon hinter sich gelassen. Die gutgekleideten Polizisten von *Miami Vice*, schon in ihrem Habitus gefährlich infiziert, erreichten nie die eigentlichen Strukturen des Verbrechens, und in Mark Frosts *Hill Street Blues* zeigt sich, dass die Polizei nie eine wirkliche Chance gegen das Verbrechen hatte, das politisch in den Ghettos produziert wurde – die Cops wissen sich auf verlorenem Posten, scheinen aber gerade dadurch gegen das Böse gefeit.«

Seeßlen führt weiter aus, dass schon die Helden von *Miami Vice* und *Hill Street Blues* nicht mehr »dem traditionellen, kleinbürgerlichen Bild des Polizisten« entsprechen. Die einen gleichen sich im Auftreten und Aussehen an die Kriminellen

an, die sie verfolgen, die anderen verstehen sich als Sozialarbeiter. »Agent Cooper geht noch einen Schritt darüber hinaus«, schreibt Seeßlen, »er ist eine Art Barfuß-Polizist, der sich von seinen Vorläufern vor allem dadurch unterscheidet, dass er sein Hauptaugenmerk auf die Spiritualität legt. Er ist Mönch und Polizist, Messias und Aufklärer in einem, Philosoph und Naturwissenschaftler, Kind und Greis. *Twin Peaks* entwirft einen Polizisten der Zukunft und verwirft ihn am Ende doch. Er ist dem Bösen so nahe gekommen, dass er doch sein Opfer werden muss.« Seeßlen glaubt einen Trend bei den TV-Krimis der 1980er Jahre auszumachen, bei dem der Kampf Gut gegen Böse nicht mehr zwischen Polizisten und Kriminellen stattfindet, sondern in der Seele jedes einzelnen Ermittlers, der ständig gegen Versuchungen ankämpfen muss. »Diese Internalisierung des Bösen erreicht in *Twin Peaks* ihren Höhepunkt«, schreibt Seeßlen.

Damit greift er natürlich ein wenig vor. Zunächst lernt man Cooper als einen Agenten kennen, der vor allem durch seine Marotten auffällt. Die in einer einzigen grandiosen 85-Sekunden-Einstellung gedrehte Szene in der Pilotepisode, die ihn als Figur einführt, etabliert bereits seine zentralen Charakterzüge:

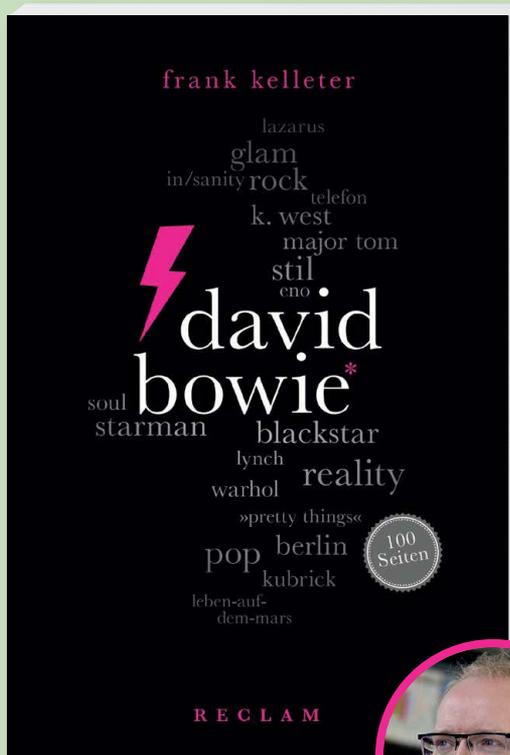
FBI-Agent Dale Cooper sitzt im Auto. Die Kamera betrachtet ihn in leichter Untersicht vom Beifahrersitz aus. Cooper hat die rechte Hand am Steuer, in der linken hält er ein Diktiergerät und lässt kein Detail aus, wenn er für eine gewisse Diane, die seine Assistentin zu sein scheint, seine Reise protokolliert: »Diane, 11:30 a. m., February twenty-fourth. Entering town of Twin Peaks. Five miles south of the Canadian border, twelve miles west of the state line. Never seen so many trees in my life.«* Man erfährt die exakte Temperatur, den Kilometerstand, was er zum Lunch im Lamplighter Inn am Highway Two in der Nähe von Lewis Fork für 6,31 Dollar zu sich genom-

men hat: ein Thunfisch-Sandwich auf Vollkornbrot, ein Stück Kirschkuchen und eine Tasse Kaffee.

Monologe wie diesen spricht Cooper immer wieder in seinen Mini-Kassettenrekorder. Sie strukturieren die *Twin Peaks*-Episoden, etablieren Cooper als einen Ich-Erzähler, der eine ganz eigenwillige Sicht auf die Geschichte offenbart, dem nebensächliche Details mindestens genauso wichtig sind wie Indizien, die den Mörder entlarven könnten. Coopers Diktiergerätmonologe, in denen er sich stets gründlich, unvoreingenommen und begeisterungsfähig gibt, können durchaus als eine Parodie des lakonischen Ich-Erzählers der Hard-boiled- und Film-noir-Krimis verstanden werden: also von Romanen wie Dashiell Hammetts *The Maltese Falcon* (*Der Malteser Falke*, 1930) oder Raymond Chandlers *The Big Sleep* (*Der große Schlaf*, 1939) und deren Verfilmungen von John Houston (1941) und Howard Hawks (1946) – jeweils mit Humphrey Bogart in der Hauptrolle. (...)

*

»Diane, 11 Uhr und 30 Minuten, 24. Februar, Ankunft in der Kleinstadt Twin Peaks, 7 Kilometer südlich von Kanada, 15 Kilometer westlich der Staatsgrenze. Ich habe in meinem Leben noch nie so viele Bäume gesehen.«



FRANK KELLETER, geb. 1965, ist Einstein-Professor für Nordamerikanische Kultur und Kulturgeschichte am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Theorien der amerikanischen Moderne und die amerikanische Medien- und Populärkultur seit dem 19. Jahrhundert.

Foto © Pablo Castagnola

»Schon der Name BOWIE klang mir nach rätselhafter Eleganz, wie das Lösungswort zu einem exklusiven, dabei wenig angeberischen, irgendwie klaren Reich des Sehens und Hörens.«

»Jede Geschichte über David Bowie muss damit beginnen, wie er aussieht«, schrieb die *Sunday Times* 1975. Denn Bowie, das Pop-Chamäleon, wechselte ständig nicht nur seine Masken (von Ziggy Stardust über den Thin White Duke zum quasi-normalen Bowie), sondern auch seine Kleider (als einer der schrillsten und gleichzeitig bestangezogenen Popstars aller Zeiten).

Sein gewaltiger Einfluss seit frühen Glam-Rock-Tagen zeigte sich nach seinem Tod am 10. Januar 2016 – zwei Tage nach seinem 69. Geburtstag, an dem sein letztes Album erschienen war, drei Tage nach der Veröffentlichung des letzten Videos *Lazarus: Die Verneigungen* etwa bei den Grammy-Awards wollten kein Ende nehmen. Und schon Patti Smith hatte über Bowies Berlin-Platte *“Heroes”* geschrieben: »I listened to the record for 72 hours. Day and night. Watching tv and in my sleep.«

Frank Kelleter kaufte mit 12 Jahren seine erste Bowie-Platte und kommt seitdem vom Phänomen nicht mehr los: Liebevoll untersucht er hier Songs, Songtexte, Videos, Schauspielerauftritte, Umfeld und Leben des Multitalents und schafft so ein persönliches Denkmal.

* Leseprobe *

Bowies Karriere lässt sich als eine Reihe von Abgängen erzählen, auf die ein stets vorhersehbarer, dann aber wundersam überraschender Neuauftritt folgt. Vielleicht sollten ästhetische Würdigungen weniger von Bowies Wandlungsfähigkeit als von seinem Talent zur Wiederkehr sprechen. Die Betonung permanenter Mutation verdeckt, wie sich jede weitere Ankunft Bowies als Comeback inszeniert: als das Zurückkommen eines, der zwischenzeitlich anderswo war. Und weil das Anderswosein den Kern seiner Kunst ausmacht, beinhaltet jedes abermalige Auftauchen die Möglichkeit des abermaligen Verschwindens in eine echtere Welt.

Deshalb auch können neue Figuren wie Rückkehrer eintreten: »The return of the Thin White Duke« lautet die erste Zeile von *Station to Station*, als ob dieser nächste Charakter nur vorübergehend verschollen war. In ähnlicher Weise drehen sich Bowies Körperinszenierungen häufig um den Wechsel von Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit. In den Videos zu »Life on Mars?« und »Heroes« ist er so ausgeleuchtet, dass seine Konturen wiederholt mit der künstlichen Lichtwelt um ihn herum verschwimmen. Man ist sich nie ganz sicher: Wird man ihn gleich noch sehen oder schon nicht mehr? In eindrücklicher Weise definieren diese Darbietungen das Wiederauftauchen als den Normalzustand populärkultureller Anwesenheit.

Mit Bowie hat die Popkultur somit ihren vielleicht größten Theoretiker und Praktiker des Comebacks hervorgebracht. »The last show we'll ever do« war genau das (er trat nie wieder mit den Spiders auf) – und dann doch nicht (Ziggy kehrte in beständig neuen Abmischungen zurück). Mit der 1990er »Sound+Vision Tour« verabschiedete sich Bowie von seinen

alten Hits – die hiernach in neuen, meist sehr gut gelaunten Versionen umso mehr verblüfften. Weitere Beispiele ließen sich nennen.

Dann aber kam der Moment, von einigen wohl schon lange befürchtet, an dem er, wie es schien, wirklich verschwand: Im Juni 2004 erlitt David Bowie während der »A Reality Tour« einen Herzinfarkt auf offener Bühne. Profaner können sich die biologischen Grenzen einer Ästhetik des Neuerscheinens kaum in Erinnerung rufen. Zwei Jahre später, nach einem brillanten Kurzauftritt als Nikola Tesla in Christopher Nolans Film *The Prestige* (*Prestige – Die Meister der Magie*), bei dem er allerdings schon recht angegriffen aussah, verließ Bowie die Popwelt offenbar endgültig – bis zum denkwürdigen Morgen des 8. Januar 2013.

Der Morgen seines 66. Geburtstags ist einer der erstaunlichsten und bewegendsten Momente in Bowies Karriere. Mich selbst erreichte »Where Are We Now?« wie viele, die sich an diesem Tag in ihre sozialen Netzwerke einloggten, komplett unvorbereitet. Eben noch hatte ich meiner Tochter das Frühstück zubereitet und sie zur Schule verabschiedet. Als ich danach auf den Computerbildschirm blickte, sah ich einen, den ich schon lange nicht mehr gesehen hatte – und an den ich wohl auch schon lange nicht mehr gedacht hatte. In sieben Jahren war Bowies Abwesenheit zu einer nüchternen Tatsache geworden, unaufregend wie die tägliche Wetterlage. Dass »Where Are We Now?« genauso daher kam – ankündigungslos und selbstverständlich –, verstärkte noch die Exzeptionalität dieses Momentes neuerlichen Erscheinens. Ich muss weit zurückdenken, um mich an ein ähnliches Gefühl von Ereignishaftigkeit beim ersten Hören eines Popsongs zu erinnern.

Eigentlich also eine echte »Starman«-Situation. Mit dem Unterschied allerdings, dass es in »Where Are We Now?« nicht

um jugendliche Alternativwelten geht, sondern um die entfernte Erinnerung an sie, konkret: um Bowies Zeit in Berlin und deren geisterhaftes Überleben in einer irgendwie kälteren Gegenwart: »Sitting in the Dschungel / On Nürnberger Straße / A man lost in time / Near KaDeWe / Just walking the dead*.«

Berlin war »der letzte Ort, an dem Bowie jung war«, schreibt Chris O'Leary. Nun war es der erste Ort, an dem wir ihn wirk-

*

»die Toten spazieren führen«

lich alt sahen. Die Bilder des Videos schienen die schlimmsten Befürchtungen über Bowies Gesundheitszustand zu bestätigen. Zwar war sein Gesicht nicht gut zu erkennen, weil

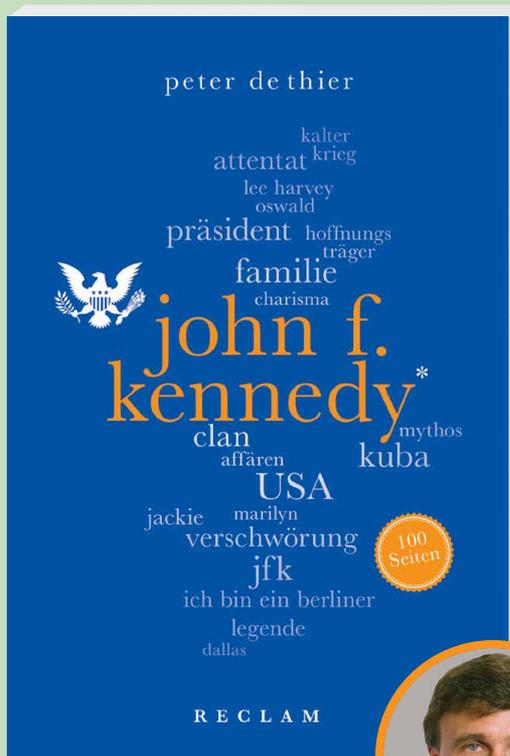
es auf einen Puppenkopf projiziert wurde (während im Hintergrund auf einer Leinwand Berliner Straßenszenen in Schwarzweiß liefen), aber was man sehen konnte, war besorgniserregend: verknautschte Gesichtszüge, graue Tränensäcke, rheumatisch schimmernde Augen und ein wie nach einem Schlaganfall verkrampfter Mund.

Bowies Stimme klang dünn und stellenweise müde; am Ende versuchte sie sich noch einmal am Steigerungspathos klassischer Songs wie »Heroes«, dies aber mit hörbar reduzierter Intensität. Während die Gitarrenlinie endlich aufstieg, um ein dramatisches Crescendo einzuleiten, verharrten Text und Gesang bei repetitiven Satzfragmenten. Der achtmal wiederholte hoffnungsvolle Einsatz »As long as there's ...« fand fünf Anschlussbegriffe und blieb doch unvollendet. Ein merkwürdig vermindert Höhepunkt: Fast meinte man, ein spätes Beckett-Stück zu sehen, in dem die Figuren auf Ewig die identischen Bewegungen ausführen, aber mit jeder Wiederholung kraftloser.

Die wachsende Anstrengung ungleicher Wiederholung: ein simpler Name hierfür ist Altern. Genau davon handelt »Where

Are We Now?«. Das jedoch, wie sich im Video rasch herausstellte, in bester Bowie-Manier: nicht als unverfälschter Ausdruck des Altseins, sondern als dessen Inszenierung, unter kunstvoller Nutzung aller sich bietenden physischen Realitäten. Schon die lyrische Gestaltung des Songs weist darauf hin. (...) In Verbindung mit Bowies schrägen Mundwinkeln, den unwillkürlich zusammengepressten Lippen, dem umklammernden rechten Arm und überhaupt der ganzen traurigen Gestik des Puppenkopfes entsteht ein Bild irreversibler Erkrankung, das aber gerade aufgrund seiner kontrollierten – seiner ausgestellten – Bildhaftigkeit zur Bewunderung aufruft.

Tony Ourslers Video macht das in zwei Szenen deutlich, die die Illusion des kranken Körpers kurz durchbrechen: der Augenblick, in dem sich Bowie vom Projektionsausschnitt des Puppenkopfes wegbewegt, so dass wir sein Gesicht für eine Sekunde unverzerrt sehen (er schaut uns jetzt direkt in die Augen), und der Moment gegen Ende des Films, in dem er erstmals mit ganzem Körper sichtbar ist, in T-Shirt und Jeans gekleidet, an eine Wand von Ourslers Studio gelehnt, misstrauisch etwas außerhalb des Bildes betrachtend, möglicherweise sein eigenes Porträt des Künstlers als alter Mann. (...)



PETER DETHIER, geb. 1961, ist in den USA aufgewachsen und arbeitet seit 1990 als Korrespondent in Washington. Heute vertritt er in der US-Hauptstadt die *Südwest Presse*, die *Börsen-Zeitung* sowie die *Finanz und Wirtschaft* und schreibt gelegentlich für *ZEIT Online*. Bis 2000 war der diplomierte Volkswirt Wirtschaftskorrespondent für die *Süddeutsche Zeitung*.

» Nach dem Attentat auf JFK kam ich als Zweijähriger in die USA. Ich wurde somit schon als Kind Zeuge der diversen Verschwörungstheorien und Diskussionen um Amerikas politische Zukunft ohne Kennedy. «

JFK war ein Mann mit vielen Facetten: Er war der smarte Spross einer mächtigen Ostküstenfamilie, der schon früh auf die politische Erfolgsspur kam. Bei seinem Amtsantritt 1961 war er mit 43 Jahren der jüngste gewählte Präsident der Vereinigten Staaten. Weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus galt er vielen als Hoffnungsträger, als Führungsfigur der »freien Welt«. Er war ein Frauenheld, der sich nicht nur im Glanz seiner Gattin Jackie sonnte. Durch das Attentat von Dallas wurde er endgültig zur Legende.

Doch was steckt hinter der Fassade, wer war der Mensch John F. Kennedy? Und was hat er als Politiker wirklich erreicht? Peter DeThier, der als Washington-Korrespondent für verschiedene deutsche Zeitungen seit langen Jahren in den USA lebt, blickt hinter den Mythos und wirft einen ganz persönlichen Blick auf das Leben eines bedeutenden Politikers und außergewöhnlichen Menschen.

* Leseprobe *

Im Herbst 1963 liefen die Vorbereitungen für JFKs Wiederwahl auf Hochtouren. Der Präsident, der gerade seinen 45. Geburtstag gefeiert hatte, war an seiner Aufgabe gewachsen. Er genoss die Macht und sonnte sich in der Bewunderung der Öffentlichkeit und dem Starkult um seine Person und seine Familie. Manipulativ wie eh und je, wollten John und Bobby die Wiederwahl sicherstellen, indem sie öffentlich den republikanischen Senator Barry Goldwater und dessen »staatsmännisches Talent« lobten. Beide hielten Goldwater nämlich für einen ausgesprochen schwachen Politiker (was sich bei der Präsidentschaftswahl auch bewahrheitete) und wollten daher dabei »mithelfen«, dass die Republikaner ihn als Kandidaten aufstellten. Interessanterweise war es George Romney, der Vater des republikanischen Präsidentschaftskandidaten von 2012, Mitt Romney, den JFK am meisten fürchtete. Romney war erfolgreicher Vorstandschef des Autokonzerns American Motors Corporation gewesen, bevor er zum Gouverneur von Michigan gewählt wurde.

Doch JFK sollte sich nie zur Wiederwahl stellen. Am 22. November 1963 nahmen John und Jackie in einem Cabrio Platz, das mit offenem Dach durch die Straßen von Dallas fuhr. Der Präsident war in die texanische Metropole gereist, um dort an Wahlkampfveranstaltungen teilzunehmen. In dem Auto saßen neben den Kennedys der Gouverneur von Texas, John Connally, dessen Ehefrau Nellie, ein Secret-Service-Agent und der Fahrer, der ebenfalls im Dienst des Secret Service stand. Nur wenige Minuten vor der geplanten Ankunft am Veranstaltungsort bog die Wagenkolonne des Präsidenten in westlicher Richtung auf die Elm Street ein. Tausende von klatschenden Menschen

säumten den Straßenrand und winkten dem Präsidenten und seiner First Lady begeistert zu. Nellie Connally drehte sich um und scherzte mit einer Prise Ironie: »Herr Präsident, Sie können nun wirklich nicht sagen, dass Dallas Sie nicht liebt.« – In der konservativen Hochburg Texas war Kennedy alles andere als populär, die Reise unter seinen Beratern von Anfang an umstritten gewesen. Allen Gefahren zum Trotz wollte Kennedy sich zeigen, in smartem Gestus ein Präsident zum Anfassen sein. Einer Fahrt bei geschlossenem Verdeck hätte er nur bei Regen zugestimmt, nach einem kurzen Schauer am Morgen herrschte nun jedoch strahlender Sonnenschein. So nickte er Nellie Connally schmunzelnd zu und gab zurück: »Sie haben recht, das kann man wirklich nicht sagen.« Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein (worüber allerdings, wie über vieles andere rund um Kennedys Tod, Uneinigkeit herrscht).

Was dann geschah, hat der Amateurfilmer Abraham Zapruder per Zufall auf Normal-8-mm-Farbfilm festgehalten. Die später detailliert in Einzelbilder zerlegten und mehrfach aufbereiteten Aufnahmen dürften zu den am meisten analysierten der Kriminalgeschichte gehören. Noch heute haben sie nichts an Faszination wie an Schrecken verloren und sind in allen möglichen Varianten (in Normalgeschwindigkeit, Slow Motion, Super Slow Motion, mit Closeup auf das Präsidentenpaar etc.) im Internet abrufbar. Allein die Eingabe der Begriffe »Zapruder« und »Film« erzielt bei Youtube derzeit ca. 45 000 Treffer.

Um 12. 30 Uhr, kurz nachdem die Limousine das an der Dealey Plaza gelegene Schulbuchdepot des Staates Texas passiert hat, fällt ein Schuss – dann ein zweiter. Ein dritter. Augenzeugen berichteten später, sie hätten gedacht, ein Unbedarfter habe Feuerwerkskörper gezündet. Jackie Kennedy indes gab zu Protokoll, der Umgebungslärm, etwa durch die begleitenden Motorräder, habe die Schüsse übertönt. Bei der Autofahrt

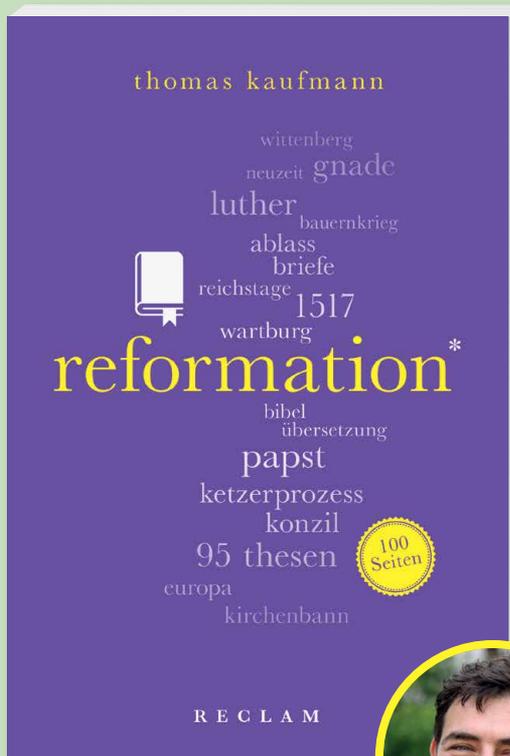
durch Dallas habe sie immer nach links, also von ihrem Mann weg in die Menge geblickt. Erst als sie Gouverneur Connally »Oh nein, nein!« schreien hörte, wandte sie sich nach rechts: »... ich kann mich nur an den Gesichtsausdruck meines Mannes erinnern, einen irgendwie fragenden Gesichtsausdruck ... Und dann berührte er seine Stirn und fiel in meinen Schoß.«

Folgt man der zur Untersuchung des Vorfalls eingesetzten Warren-Kommission und der von ihr favorisierten (und oft angezweifelte) »Single-Bullet-Theorie«, schlug die erste Kugel fehl, die zweite fügte nacheinander Kennedy und Connally schwere Verletzungen zu: Der Präsident erlitt einen Hals-, der Gouverneur unter anderem einen Lungendurchschuss. Doch während der Gouverneur in den Schoß seiner neben ihm sitzenden Frau sank, die ihn an sich drückte und damit den Kollaps seiner Lunge verhinderte, blieb Kennedy zunächst aufrecht sitzen; aufgrund seines Rückenleidens trug er ein Stützkorsett, das ihm in diesem schicksalhaften Augenblick zum Verhängnis wurde. Denn die dritte Kugel ist tödlich: Sie trifft den Präsidenten in den Kopf, der nach Aussage seines engen Mitarbeiters David Powers »mit einem entsetzlichen Geräusch, wie wenn eine Grapefruit an die Wand geklatscht wird«, zerbirst. Blut und Gehirnmasse spritzen quer durch die Limousine, auf deren Heck die verzweifelte First Lady instinktiv kriecht, um ein Schädelfragment ihres Mannes abzufangen. Der inzwischen auf den Wagen aufgesprungene, zu Jackie Kennedys persönlichem Schutz abgestellte Mitarbeiter des Secret Service Clint Hill drückt sie in den Sitz zurück, der Fahrer beschleunigt, um den Wagen aus der Gefahrenzone zu lenken.

In der Notaufnahme des Parkland Memorial Hospital können die Ärzte wenig für den sterbenden Präsidenten tun. Zwar schlägt das Herz noch, aber sowohl ein Luftröhrenschnitt als

auch eine Herzdruckmassage bleiben wirkungslos. Auf Veranlassung seiner Witwe erhält Kennedy die letzte Ölung, um 13.00 Uhr (20.00 Uhr mitteleuropäischer Zeit) wird er für tot erklärt.

Wer aber hat den Präsidenten ermordet und damit letztlich den Politiker Kennedy zum »Mythos Kennedy« erhoben? Verschiedene Augenzeugen gaben an, in einem Fenster des fünften Stockes des Schulbuchlagers einen Gewehrlauf erkannt zu haben. Als mutmaßlicher Schütze wurde der Einzelgänger Lee Harvey Oswald festgenommen, der allerdings energisch bestritt, an dem Attentat beteiligt gewesen zu sein. Zu einem Prozess oder Enthüllungen über die Hintergründe kam es nicht mehr, weil Oswald zwei Tage später während der Überstellung von der Polizeizentrale ins Gefängnis vor laufenden Kameras von dem zwielichtigen Nachtclubbesitzer Jack Ruby erschossen wurde. Ruby selbst starb 1967 im Gefängnis. In den Tagen und Wochen nach dem Attentat fanden zahlreiche Trauerveranstaltungen statt, deren Bilder in die Annalen einer von einem Tag auf den anderen empfindlich getroffenen Großmacht eingingen und noch heute legendär sind. So etwa das Foto des dreijährigen Kronprinzen John F. Kennedy Junior, der vor dem Sarg seines Vaters salutiert, hinter ihm die in einen schwarzen Schleier gehüllte Jackie. 36 Jahre später sollte JFK Junior selbst auf tragische Weise ums Leben kommen, als er bei schlechtem Wetter mit seiner Piper Saratoga in den Atlantik stürzte. Kennedys Vize Lyndon Baines Johnson wurde noch in Dallas, an Bord des Präsidentenflugzeugs Air Force One, vereidigt. Er sollte sich als Garant für Kontinuität erweisen und viele politische Initiativen Kennedys fortsetzen. Doch im Moment überwog der Schock. Die Nation hatte einen Helden verloren, einen Präsidenten, der schon zu Lebzeiten eine Legende war. (...)



THOMAS KAUFMANN, geb. 1962, ist Professor für Kirchengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Göttingen und Vorsitzender des Vereins für Reformationsgeschichte. Er hat zahlreiche Bücher zur Theologie-, Kultur- und Sozialgeschichte des Christentums in Spätmittelalter und Früher Neuzeit vorgelegt und ist einer der führenden Experten der Luther- und Reformationsforschung.

» Als kleiner Junge war ich beeindruckt von der Wartburg. Wenn ich heute dort bin, treffe ich den kleinen Jungen von damals wieder. In den Jahrzehnten, die uns trennen und verbinden, habe ich viele Details über die Zeit Luthers erforscht: Einiges davon findet sich in diesem Buch wieder. «

Vor bald genau 500 Jahren begann eine welthistorische Wende. Sind die dramatischen Ereignisse der Zeit als Umbruch von einem düsteren Mittelalter zu einer helleren Neuzeit zu verstehen? Der hoffnungsfroh konnotierte Schwung dessen, was damals begann, klingt schon im Namen der Epoche an: Reformation. Ikonische Bilder werden aufgerufen: von Thesenanschlag, Luther standhaft vor dem Reichstag, so wahr ihm Gott helfe, von Gnade und Teufel, Tintenfass und Bauernkrieg.

Thomas Kaufmann, einer der besten Kenner der Epoche, versteht die Reformation als gesamteuropäische Bewegung mit globalen Folgen. Mit ihr formte sich nicht nur ein evangelisches Christentum aus, sondern mehrere eigenständige Kirchen und protestantische Glaubensgemeinschaften, und überhaupt eine Vielfalt des Christentums. Denn natürlich war Luther nur einer ihrer Protagonisten, und die Reformation ergriff England oder Schweden anders als die Schweiz.

* Leseprobe *

In der Geschichte des späten Mittelalters und der frühen Frühneuzeit, also im 15. und 16. Jahrhundert, war die Vorstellung noch selbstverständlich, dass die Alten es besser gemacht hätten als man selbst es je könnte. Wenn man einen Mangel beseitigen und etwas optimieren wollte, konnte das also nur bedeuten, dass man sich daran orientierte, wie etwas früher einmal gewesen war. *Reformatio* hieß die Wiederherstellung eines als grundsätzlich besser oder gar ideal vorgestellten ursprünglichen Zustandes. Wer in diesem Sinne auf ›Reformation‹ drängte, hatte das Legitimitätsproblem, das mit Veränderungen in der Regel verbunden ist, immer schon gelöst. Wer alles lässt, wie es ist, muss sich in der Regel nicht rechtfertigen. Wenn man die ursprüngliche Gestalt einer Sache wieder zum Leben erwecken will, braucht man das auch nicht aufwändig zu begründen. Ob und inwiefern freilich das, was ein ›Reformator‹ als die ursprüngliche und alte ›Form‹ ausgibt, tatsächlich alt und ursprünglich ist oder nicht doch eher dem entspricht, was er dafür hält, wird man im Einzelfall zu entscheiden haben.

Im 15. Jahrhundert nahm der Ruf nach und das Ringen um eine umfassende Reformation deutlich zu. Das hatte eine Reihe unterschiedlicher Gründe; einige davon hingen mit dem Zustand der Kirche zusammen. »Die Kirche«: das war nicht wie heute eine Institution, mit der man gelegentlich etwas zu tun hat – wenn man es denn will. Die Kirche ging alle an; sie war eine allgegenwärtige, lebensbestimmende Wirklichkeit, die die Menschen von der Taufe bis zum Tod begleitete und die das Zusammenleben stärker als jede andere Macht bestimmte. Sie stellte Bildung und Sozialfürsorge sicher; sie entschied

über Heil oder Verdammnis. Jeder Mensch, der in Europa lebte, war selbstverständlich und ohne dass es einer eigenen Entscheidung bedurfte hätte, Christ – es sei denn, er gehörte der winzigen Minderheit der Juden an, die seit alters am Rande der Gesellschaft der Christen befristet geduldet und allzeit gefährdet lebte.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts war die römische Kirche in einer schwerwiegenden Krise, denn sie war in die Anhängerschaft verschiedener Päpste gespalten. Für die römische Tradition war diese Krise gravierend, denn sie war auf den Papst in Rom als Oberhaupt und Stellvertreter Christi auf Erden konzentriert. Ihre Autorität und Organisationsstruktur basierte darauf, dass es ein, nur ein sichtbares, irdisches Haupt, eben den Papst, gab. Auch das Kirchenrecht, das überall in der lateinischen, d. h. in der kulturell von der römischen Tradition geprägten Kirche, galt, setzte den *einen* von Kardinälen gewählten und von Beratern umgebenen Papst an der Spitze voraus. In der Krise der gespaltenen Kirche und ihrer einander bekämpfenden Obödienzen, d. h. der Gefolgschaften der unterschiedlichen Päpste, entstand die Idee, durch eine große Kirchenversammlung, ein Konzil, zu einer Lösung zu gelangen. Diese Idee hatte mit *re-formatio* zu tun, denn große Konzile, die von Kaisern einberufen wurden, hatte es schon in der Antike, seit den Tagen Konstantins, des ersten christlichen Kaisers im frühen 4. Jahrhundert, gegeben. Zwischen 1414 und 1418 trat in Konstanz ein solches Konzil zusammen, auf dem die gesamte lateineuropäische Kirche durch Bischöfe oder theologische Lehrer vertreten war. Es übernahm die Aufgabe einer »Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern«. Fortan stand das Thema Reformation oben an, denn das Konzil legte fest, dass es nun regelmäßig solche großen Kirchenversammlungen geben sollte. (...)

Die Kritik an bestimmten Erscheinungen des Kirchenwesens war um 1500 allgegenwärtig. Warum sammelte die Kirche Geld für Kreuzzüge gegen das Osmanische Reich, das nach der Eroberung Konstantinopels im Jahr 1453 immer bedrohlicher auf Europa übergriff, wenn diese ohnehin niemals stattfanden? Warum investierten hohe Vertreter der Geistlichkeit, der Klerus, viel Geld in repräsentative Prachtbauten, anstatt die Armen zu versorgen? Warum lebten die Kleriker nicht tugendhafter und keuscher, wenn sie doch die Vorbilder der Gesellschaft zu sein beanspruchten? Fragen dieser Art führten allerdings nicht dazu, dass die Menschen an der Institution Kirche als solcher irre geworden wären. Im Gegenteil: Zu keiner Zeit wurde so viel für die Kirche gespendet, im Auftrag der Kirche gebaut, geistliches Personal beschäftigt wie in der Zeit um 1500. Man investierte viel an Hoffnungen in und an materiellen Gaben für die Kirche; man erwartete entsprechend viel von ihr und ihren Repräsentanten. Und man orientierte sich in seinem Bild von der Kirche gerne und auch immer intensiver daran, wie sie nach der heiligsten Urkunde der Christenheit, der Bibel, und nach den ältesten Traditionen der christlichen Antike gewesen war.

Der Ruf nach Reformation besaß im frühen 16. Jahrhundert eine ähnliche Qualität wie heute etwa der nach Umweltschutz oder der Appell zu Nachhaltigkeit; als verantwortungsbewusster Zeitgenosse kann man eigentlich nicht dagegen sein. Auch der junge Theologieprofessor Martin Luther in Wittenberg reihte sich in die lange Kette jener ein, die eine Reformation forderten. Allerdings setzte er weniger als die meisten anderen, die nach einer solchen riefen, bei Missständen als bei den diesen zugrundeliegenden religiösen Motiven an. Er formulierte sogar Sätze wie: »Die Kirche bedarf einer Reformation. Doch dies ist nicht die Sache eines einzelnen Papstes, auch nicht

vieler Kardinäle ..., sondern des ganzen Erdkreises, ja im Grunde allein Gottes. Die Zeit dieser Reformation weiß allein der, der die Zeiten geschaffen hat.« Später, so gegen Ende des 16. Jahrhunderts, waren Anhänger Luthers der Überzeugung, dass die Veränderung der Kirche, auf die viele gewartet hatten, mit dem Wirken des Wittenberger Theologen eingetreten sei. Sie meinten auch, dass Gott in und durch Luther gehandelt habe. Deshalb wurde der Begriff der »Reformation«, der zunächst ganz allgemein allerlei Versuche der Verbesserung durch Wiederherstellung einer ursprünglichen Gestalt bezeichnet hatte, nun exklusiv auf dieses historische Phänomen der durch Luther und seine Anhänger herbeigeführten Veränderung der Kirche angewandt. Von seinem Ursprung her ist der historische Epochenbegriff »Reformation« also durchaus nicht wertneutral, sondern »aufgeladen«: er transportiert den Anspruch, dass Luther und die anderen »Reformatoren« die »ursprüngliche« und »reine« Gestalt der Kirche und des Christentums wiederhergestellt hätten. (...)



ALBERT ZINK, geb. 1965, leitet das Institut für Mumien und den Iceman in Bozen. Er ist für die wissenschaftliche Erforschung der berühmten Gletschermumie verantwortlich und untersucht Mumienfunde aus der ganzen Welt, darunter die der ägyptischen Könige Ramses III. und Tutanchamun.

» *Als ich Ötzi 2007 zum ersten Mal untersuchte, war ich geradezu elektrisiert vom Erscheinungsbild der Mumie.* ‹‹

19. September 1991: Erika und Helmut Simon stoßen bei ihrer Wandertour in den Ötztaler Alpen auf etwas Seltsames: Gliedmaßen ragen aus dem Eis. Ein verunglückter Bergwanderer? Nein – sie hatten eine der ältesten Mumien der Welt entdeckt.

Heute liegt die Gletschermumie in einer Kühlkammer in Bozen. Als der Mumienforscher Albert Zink sich Ötzi zum ersten Mal – in OP-Kleidung samt Mundschutz und sterilen Handschuhen – nähert, ist er begeistert. Ötzi ist eine Sensation. Sein Körper ist extrem gut erhalten und im Vergleich zu ägyptischen Mumien wirkt die Körperoberfläche elastisch und weich. Nachweisbar ist er keines natürlichen Todes gestorben. Hinterrücks erschossen, vor über 5000 Jahren. Alter, Aussehen, Krankheiten, Arbeit und Alltag, Ernährung und Körperschmuck: Albert Zink zeigt, welche Geheimnisse man dem Iceman entlocken konnte und was wir daraus über das Leben unserer Vorfahren lernen.

* Leseprobe *

Ötzi in der Röhre

Ein weiterer wichtiger Schritt bei der Aufklärung der Todesursache des Mannes aus dem Eis war dem Entschluss der Bozner Verantwortlichen zu verdanken, die Mumie 2005 erneut computertomographisch zu untersuchen. Die technische Entwicklung auf dem Gebiet der medizinischen Bildgebung war immens und eine erneute schnittförmige Durchleuchtung versprach eine Fülle an zusätzlichen Details zum Innenleben der Mumie. Und tatsächlich: Die neuen Aufnahmen erlaubten eine genaue Betrachtung der Pfeilspitze mitsamt einer Rekonstruktion des Schusskanals und des Ausmaßes der inneren Verletzungen, die der Pfeil beim Eintritt in Ötzis Körper verursacht hatte. Man konnte deutlich sehen: Der Pfeil hatte zunächst das linke knöcherne Schulterblatt durchdrungen, ehe er ein großes blutführendes Gefäß, die Unterschlüsselbeinarterie (*Arteria subclavia*), die den gesamten Arm mit Blut versorgt, verletzte und nur wenige Millimeter neben der Lunge stecken blieb. Entsprechend war in den CT-Aufnahmen im umliegenden Gewebe ein großer Bluterguss zu erkennen. Die Verletzung durch den Pfeil muss daher zu einem erheblichen Blutverlust geführt haben, den der Mann aus dem Eis nicht lange überleben konnte. Der Beweis war erbracht: Ötzi ist unmittelbar an den Folgen des Pfeilschusses gestorben. Demnach musste er nahe der Fundstelle von diesem Pfeil getroffen worden sein. Wenn überhaupt, konnte er sich nur noch wenige Meter bewegt haben, bis er infolge des erheblichen Blutverlusts zusammenbrach.

Doch es gibt noch weitere Details, die die radiologische Untersuchung zum Vorschein brachte: Zwischen der Stelle der

Blutgefäßverletzung, durch das Schulterblatt bis zur Hautoberfläche war Blut – ein Beleg dafür, dass der Pfeilschaft relativ bald nach dem Eindringen des Pfeils in Ötzis Körper herausgezogen wurde. Die Pfeilspitze muss sich dabei abgelöst haben und stecken geblieben sein. Wollte der Schütze seinen Pfeil wiederhaben, damit man ihm die Tötung nicht nachweisen konnte? Oder wollte er ihn gar wiederverwenden? Nicht auszuschließen ist, dass der Mann aus dem Eis versucht hat, sich selbst von dem Pfeil zu befreien, allerdings dürfte er die Stelle an der linken Schulter kaum gut erreicht haben. Der noch vorhandene Blutfluss verrät außerdem, dass Ötzi nach seinem Tod 5300 Jahre bis zu seiner Auffindung in der gleichen Position lag. Denn hätte man ihn bewegt, den Arm an eine andere Stelle gelegt oder die Mumie verlagert, wäre diese Blutlinie unterbrochen worden. Auch die nach oben geschobene Oberlippe und die gequetschte Nase unterstreichen die Annahme, dass Ötzi über den gesamten Zeitraum so lag und in exakt dieser Position – mit dem Körper über den Felsen gebeugt und mit dem Gesicht auf dem Stein aufliegend – mumifiziert wurde.

Erschossen oder erschlagen?

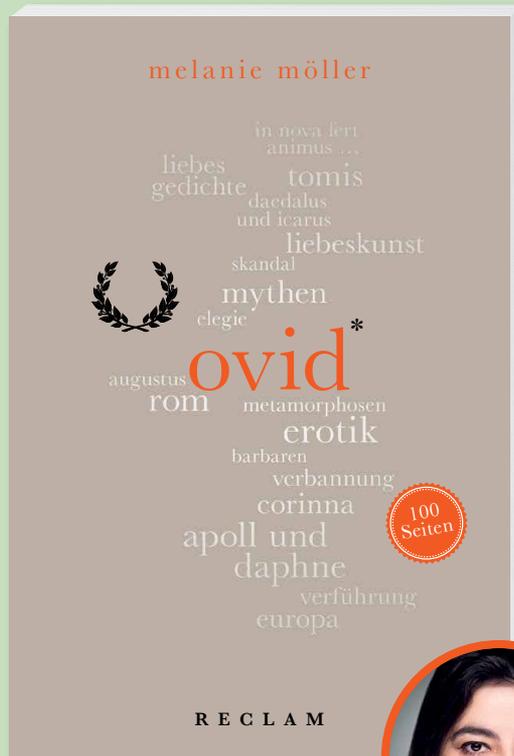
Neben der Pfeilschusswunde hat der Mann aus dem Eis ein schweres Schädelhirntrauma davongetragen. Zunächst waren die Spuren einer schweren Schlägeinwirkung am rechten Wangenbein und an der Schädelhinterseite zu erkennen, begleitet von dunkeln Verfärbungen im Bereich des mumifizierten Gehirns. Die in den CT-Aufnahmen schwarz erscheinenden Stellen im Bereich des rechten Großhirns sind bei heutigen Patienten, z. B. Unfallopfern, typische Anzeichen einer

Hirnblutung infolge eines sogenannten Schädel-Hirn-Traumas. Eine derartige Diagnose ist nicht ohne Weiteres auf eine Mumie zu übertragen, da ähnliche Veränderungen auch nach dem Tod, beispielsweise durch Trocknungsprozesse oder Luft einschlässe, entstehen können. Erst einige Jahre später war es möglich, einen Beweis dafür zu liefern, dass in der Tat eine Schädel- und Hirnverletzung vorlag: Man entnahm aus den verdächtigen Bereichen im Gehirn Proben und untersuchte sie auf Blutspuren. Anhand des bereits erwähnten Rasterkraftmikroskops konnten eindeutig Blutungsreste in Form von roten Blutkörperchen nachgewiesen und somit zweifelsfrei belegt werden, dass eine schwere Verletzung vorlag und es sich nicht um Mumifizierungsartefakte handelte. Die Schwere und das Ausmaß des Schädel-Hirn-Traumas sprachen sogar dafür, dass diese Verletzung für sich alleine genommen schon tödlich war.

Plötzlich stand also eine weitere Todesursache im Raum und flugs kamen neue Spekulationen zu Ötzis Tod auf. Manch einer vergaß sogar die Pfeilspitze und sprach von einem Unfall, vielleicht einem Sturz. Nun belegt aber gerade der Pfeil, dass eine Tötung vorlag. Es kam die Frage auf, wie die beiden Verletzungen und die damit verbundenen Ereignisse zusammenhängen könnten. Fest steht, dass beide Verletzungen tödlich waren und daher unmittelbar vor dem Tod erlitten worden sein mussten. Also mussten sie auch zeitlich eng miteinander verknüpft sein. Jedoch ist mit pathologisch-forensischen Methoden nicht zu beantworten, welches der beiden Geschehnisse zuerst erfolgt ist. Ebenso wenig kann man ausmachen, wodurch genau es zu der schweren Kopfverletzung gekommen ist. Aufgrund der Fundsituation und des Verletzungsmusters kommen aber prinzipiell nur zwei Möglichkeiten in Frage:

1. Ötzi wurde zuerst von dem Pfeil getroffen und ist dann gestürzt und mit dem Kopf auf dem Felsen aufgeschlagen.
2. Ötzi wurde von dem Pfeil getroffen und hat unmittelbar danach einen Schlag mit einem Stein oder einem anderen stumpfen Gegenstand gegen den Kopf erlitten.

(...) Es stellte sich aber weiterhin die Frage, warum sich Ötzi überhaupt in den Bergen aufgehalten hat und warum sein eigener Bogen nicht einsatzbereit war. War er geflohen und wurde unmittelbar verfolgt? Oder wähnte er sich im abgelegenen Hochgebirge in Sicherheit und jemand lauerte ihm auf? Kurz: Wusste er, was ihm bevorstand, oder war er arglos? (...)



MELANIE MÖLLER, geb. 1972, ist Professorin für Latinistik an der Freien Universität Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der spätrepublikanischen und augusteischen Literatur, der Literaturtheorie sowie der Rezeption der antiken Literatur. Für die *FAZ* schreibt sie regelmäßig zu aktuellen Themen ihres Fachs.

» *Erstaunlich, dass der Name Ovid in den aktuellen Europa-Debatten nur selten genannt wird. Seine Werke haben die europäische Kultur ganz wesentlich geprägt. Vielleicht ist Ovid sogar ein Synonym für die europäische Phantasie?* «

Man kommt nicht um ihn herum. Welches Museum, welches Schloss wir auch betreten: irgendwo hängt immer ein Gemälde, das die Stoffe illustriert, denen er in seinen Metamorphosen die prägende Gestalt gegeben hat, ob es nun der Mythos von Daedalus und Icarus ist oder die amourösen Abenteuer des alten Schwerenöters Jupiter. Generationen von Lateinschülern haben sich durch seine brillanten Hexameter gequält, nur um später – mit etwas mehr Begeisterung – seine Liebeslehren zu verschlingen.

Dating-Coach, Frauenverstehrer, Geschichtenerzähler: Melanie Möller porträtiert den Dichter Ovid und seine Werke, die seit über 2000 Jahren gelesen und rezipiert werden. Was können wir über den Dichter als Person überhaupt wissen? Was hat es mit seinem Exil auf sich? Musste Ovid wirklich ans Schwarze Meer, weil er mit seinem Lehrbuch der Liebe oder seinem Verhalten gegen das moralische Empfinden des Augustus verstoßen hatte?

* Leseprobe *

Geboren wurde Ovid am 20. März 43 v. Chr. im mittelitalischen Sulmo (Abruzzen) als Sohn einer gut situierten, landadligen Familie. Wie er ausgesehen hat, wissen wir nicht; weder gibt es realitätsnahe Porträts noch einschlägige Kommentare von ihm selbst oder seinen Zeitgenossen. Der »Privatmensch« Ovid ist für uns nicht zu fassen: Wenn spätere Autoren wie Seneca oder Quintilian seine Charakterschwäche oder Fehlerliebe tadeln, dann ist das mit Vorsicht zu genießen. Von ihm selbst erfahren wir, dass er dreimal verheiratet war und eine Tochter aus der zweiten (daher zwei Enkel) sowie eine Stieftochter aus der dritten Ehe hatte; über Namen und Zeiten ist nichts bekannt. Sein ein Jahr älterer Bruder scheint ihm nahegestanden zu haben, doch ist dieser bereits im Alter von 20 Jahren verstorben (24 v. Chr.). Sein familiärer Hintergrund ermöglichte Ovid bei seiner Übersiedlung nach Rom nicht nur einen raschen Einstieg in die politische Karriere – er schlägt nach einem Studium der Jura bei führenden Rhetorikern (Arellius Fuscus, Porcius Latro) die Senatorenlaufbahn ein –, sondern auch eine weitgehende finanzielle Unabhängigkeit, so dass er sich bereits im Alter von 20 Jahren wieder aus der Politik zurückziehen und als ein Privatier existieren konnte, der sich ganz seinem im kulturellen Leben der Hauptstadt verankerten Künstlerdasein widmet, bereichert um gelegentliche Bildungsreisen (ca. 25–15 v. Chr.). So findet das augusteische Ideal eines kreativen Müßiggangs (*otium*) in Ovid einen vorbildlichen Repräsentanten.

Im römischen Kulturbetrieb knüpfte Ovid rasch Kontakte zu den bedeutendsten Schriftstellern (u. a. Properz, Horaz), und bald schon genoss er die Förderung durch den Mäzen Mar-

cus Valerius Messalla Corvinus. Seine früh erworbenen rhetorischen und juristischen Kenntnisse waren seiner künstlerischen Entwicklung und Karriere äußerst förderlich; so kann der ältere Seneca sogar Ovids Reden als »Gedichte in Prosa« preisen. (...)

* * *

Ovids »letzte Welt«: Die Exilegien

In einem Seminar zu Ovids Exildichtungen hat mich kürzlich eine Studentin in Erstaunen versetzt: Unlängst habe ihr jemand glaubhaft versichert, die Frage nach der Authentizität von Ovids Exil sei »längst geklärt«. Es seien Dokumente aufgetaucht, die sein Exil zweifelsfrei belegten. Ich war kurz im Zweifel: War mir womöglich ein sensationeller Fund entgangen? Doch siehe da: Nichts war es mit dem Beweis, alles wieder nur haltlose Gerüchte. Dieses Beispiel mag aber veranschaulichen, wie groß die Sehnsucht nach zeitgenössischer Altertumswissenschaft ist, Ovid und sein Exil dingfest zu machen. Werfen wir einen Blick auf die Fakten.

Tatsächlich gibt es außerhalb von Ovids Texten nur verstreute Erwähnungen seines Exils. Auch Ovids »Selbstzeugnisse« sind in ihrer dokumentarischen Qualität fragwürdig: Als Gründe für seine Verbannung führt er *carmen et error* (»ein Gedicht und einen Fehler«) an. Das *carmen* könnte sich auf die aus Ovids Feder stammende *Ars amatoria* beziehen: Augustus soll die erotodidaktische Dichtung als moralisch verwerflich eingestuft haben. Merkwürdig bleibt dabei, dass das in Rede stehende Werk, wie bereits erwähnt, zur Zeit der

Verurteilung bereits gut acht Jahre im Umlauf war. Der Sinneswandel des Augustus wäre plötzlich und unmotiviert gekommen. Der zweite von Ovid genannte Exilierungsgrund, der »Fehler« (*error*), den er auch als Exilierungsgrund nennt, gibt der Phantasie der Leser noch größere Rätsel auf: Die Ovid-Forschung rekonstruiert aus seinen Anspielungen (*cur aliquid vidi?* »Warum bloß musste ich etwas sehen?«, *Tristie* 2,103), er müsse ein Mitglied der kaiserlichen Familie in einer kompromittierenden Situation ertappt und infolgedessen durch seine Entfernung vom Hofe zum Schweigen gebracht worden sein. All dies bleibt Mutmaßung und wird sich schwerlich jemals befriedigend klären lassen.

Hinzu kommen diverse Widersprüche zwischen den historisch verbürgten Fakten und den Fiktionen Ovids: Die Schilderung seines Exilortes weicht von dem sonst über die Schwarzmeerregion Bekannten erheblich ab. So unzivilisiert, wie Ovid seinen unfreiwilligen Aufenthaltsort darstellt, kann dieser jedenfalls kaum gewesen sein. Ovid jedoch lässt seine im Text auftretenden »Ichs« um ihre künstlerische und nationale Identität bangen (*Tristie* 5,7,57: *vix subeunt ipsi verba Latina mihi* – »kaum mehr kommen mir lateinische Wörter in den Sinn«). Tatsächlich ist es wenig wahrscheinlich, dass Ovid seine lateinischsprachige Identität verloren hat; viel eher dürfte er auch die Landessprachen, Getisch und Sarmatisch, gelernt und vielleicht sogar als Medium seiner Dichtkunst genutzt haben. Darüber hinaus gewinnt man auch bei authentisch klingenden Schilderungen den Eindruck, der Verfasser müsse die Kenntnisse nicht notwendig aus eigener Anschauung, sondern aus literarischen Quellen bezogen haben (z. B. aus dem 3. Buch von Vergils *Georgica*).

Die Erwähnung zahlreicher Ehrungen, die ihm in seiner neuen Heimat zuteil geworden sein sollen, ließe jedenfalls

eher darauf schließen, dass sich der Geehrte durchaus akklimatisiert und auch am kulturellen Leben partizipiert, nicht aber völlig zurückgezogen und isoliert hat. Es ist also immerhin möglich, dass Ovid diesen Rückzugs-Modus nur auf fiktionaler Ebene als ideale künstlerisch-autobiographische Lebensform darstellt. Sichtlich kommt es ihm darauf an, uns in seinen *Trauerelegien* und *Pontus-Briefen*, den Hauptwerken der Exildichtung, die mögliche Lebenssituation eines Exilierten vor Augen zu führen. Die Kategorien Ort und Zeit und deren sinnliche Wahrnehmung spielen dabei eine ganz entscheidende, die einzelnen Werkteile in subtiler Weise miteinander vernetzende Rolle. (...)

Demnächst auf 100 Seiten

Mata Hari

Marie Curie

Sgt. Pepper

Che Guevara

Gilmore Girls

Deutsche Sprache

Sex

Trash TV

Resilienz

Astrophysik

Bud Spencer

Die Antike

...

Für mehr Informationen zur 100-Seiten-Reihe:
www.reclam.de/100Seiten